NOCH VIEL ZU WENIG!

„Mutter, Mutter, morgen beginnt der Kommunionunterricht, und denk dir, alle Kinder, die das nötige Alter erreicht haben, dürfen mitgehen, und ich auch, ich auch.“ Heftig kam Klein-Grete nach Hause gestürzt, und sprudelnd und jauchzend kamen jene Worte aus dem kirschroten Munde. Die lebhaften, dunklen Augen glänzten vor Begeisterung, und die Backen waren vor Freude gerötet. Lächelnd betrachtete Frau Dr. Felten ihr übereifriges Töchterchen.

„Weißt du denn auch, was das bedeutet, Kind, schon so früh und jung mit zur hl. Kommunion gehen zu dürfen? Da muß mein kleiner Wildfang aber noch vieles ablegen.“ — „Ja, Mütterchen, ich will alles tun, alles, alles; aber du sagst doch „ja“, gelt?“ — „Kind, von Herzen gern!“

Vierzehn Tage der Vorbereitungszeit waren schon verflossen. Grete hatte mit den allerbesten Vorsätzen begonnen, mit glühendem Feuereifer. Aber es war doch viel schwerer, als sie gedacht hatte. Dies Wilde und Hastige und Unbeschiedene und Ehrgeizige hatte sie alle ablegen wollen. Doch es ging wirklich nicht auf einmal. Das hatte Grete schon zur Genüge eingesehen. Heute morgen noch hatte ihr der Ehrgeiz wieder einen tollen Streich gespielt. Sie bekam einen glühend roten Kopf, als sie jetzt daran dachte, und ihre Augen blitzten vor Unmut. Nein, es war unerhört! Vor acht Tagen hatten sie einen Aufsatz aufbekommen zu arbeiten. Sie wußte es noch, es hatte ihr bis in die Fingerspitzen hineingezuckt, als die Lehrerin das famose Thema nannte. Mit Feuereifer war sie zu Hause an die Ausarbeitung gegangen. Sie war ordentlich stolz auf ihren Aufsatz gewesen, und nun bekam Liesbeth Oberscheidt heute morgen bei der Platzverteilung den ersten Platz. Sie hatte Liesbeths Aufsatz gelesen. Der war längst nicht so schön als der ihrige, und zudem machte sie überhaupt immer die besten Arbeiten. Da hatte sich ihr ehrgeiziges Herz in heißer Empörung zusammengekrampft, und ehe sie sich ihres Tuns recht bewußt war, stand sie vor der Lehrerin, stampfte zornig mit dem kleinen Fuße und rief in schlecht verhaltenem Aerger: „Ich setze mich nicht auf den zweiten Platz. Mein Aufsatz ist viel besser als Liesbeths.“ Die ganze Klasse war sprachlos gewesen. Grete hatte zur Strafe eine ganze Bank rutschen müssen. Beschämt war sie um 12 Uhr nach Hause gerannt, nicht beschämt über ihr ungezogenes Benehmen, — o bewahre, der kleine Trotzkopf fühlte sich sehr im Recht, — nein, wütend über diese furchtbare Blamage vor der ganzen Klasse. Sie, die immer als selbstverständlich den ersten Platz behauptet hatte, sollte jetzt in der zweiten Bank sitzen! Sie würde morgen überhaupt nicht in die Schule gehen.

Diesen Gedanken nachhängend, war Grete Felten an der Kirche angekommen. Es war Sakramentsandacht; aber sie hatte heute nachmittag überhaupt keine Lust. Die Andacht war schon angefangen, die Kirche dicht gedrängt. Grete blieb unten im Turm stehen. Fast achtlos folgte sie den Gesängen und Gebeten des Priesters und der Gläubigen. Dicht neben ihr standen zwei Herren, äußerst elegant gekleidet, aber in sehr nachlässiger Haltung. Grete empörte sich. Nein, wie konnte man nur so vor dem Allerheiligsten stehen! Und jetzt schwätzten sie sogar! Das war doch unerhört! „Wenn die Katholiken wirklich glaubten, daß Christus dort auf dem Altare zugegen wäre, dann täten sie noch viel zu wenig.“ Deutlich hatte Grete jene Worte flüstern gehört, die wie ein Blitz ihr kleines Kinderherz trafen. Das waren arme Andersgläubige, die nichts von Jesus wußten. Aber hatten sie nicht Recht? Was würden sie wohl erst gesagt haben, wenn sie in ihr trotziges, zornerfülltes Herz hätten sehen können, das doch wußte, daß dort in der kleinsten Hostie Jesus wirklich zugegen war, daß er Tag und Nacht für sie in unendlicher Liebe im kleinen Tabernakel wachte, das sogar in wenigen Wochen den lieben Heiland in sich aufnehmen sollte? O, wie sie sich schämte! Ja, sie hatte noch viel, viel zu wenig getan! Heiße Reuetränen flossen ihr über die Backen und schmolzen all den häßlichen Zorn und Trotz und überflammendes Dankopfer zum Himmel empor, und ihre kleine Seele durchbrauste ein jubelndes Lied von ewiger Liebe und Treue. Alles, alles, was sie hatte, wollte sie gern dem Heiland geben. Aber es war noch viel zu wenig, dachte Grete.

Am andern Tage machten die Kommunionkinder, wie alljährlich üblich, einen Ausflug zur Kronenaue. Durch die Natur gingen leise Lenzeswehen. Die zarten, grünen Blätter raunten sich leise Auferstehungsworte zu. Ueberall ein stilles Werden und Sprießen, ein jauchzendes Erwachen und Leben! Der Frühling strahlte aus unzähligen lichten Blumenaugen und sang und klang aus tausend jubelnden Vogelkehlen. Der Himmel zeigte ein strahlendes Blau, und die Luft war so rein und klar. Sie zitterte vor Licht. Da ließ es sich herrlich wandern durch all die blühenden Frühlingswunder. Unter Sang und Klang war die muntere Schar am Ziele angelangt. Auf langen, weißgedeckten Tischen dampfte schon der Kaffee, und der herrliche Bauernstuten und die leuchtend gelben Kuchenberge boten einen freundlichen Willkommengruß. Bei fröhlichem Lachen und Scherzen mundete alles herrlich. Dann gings hinaus in den großen Garten, auf die Schaukel, zu den Geflügelkäfigen. Hier wurde Kuckuck versteckt und dort Fangen gespielt. Dazwischen tönte neckisch und lachend „Jakob, wo bist du?“ Doch das schönste wäre wohl eine Kahnpartie auf dem Teich gewesen. Man fürchtete nur, die Mütter würden bei ihrer bekannten Vorsichtigkeit es nicht erlauben. Schließlich nahm sich Grete, die kühnste unter ihnen, ein Herz. „Dürfen wir wohl ein wenig kahnen?“

Man wollte erst „Nein“ antworten, aber als die Mütter das erwartungsfrohe Gesicht der Kinder sahen, brachten sie es doch nicht übers Herz, zumal einige der Kinder ja vorzüglich rudern konnten.

„Nun, meinetwegen! Aber vorsichtig sein!“ Grete Felten und Liesbeth Oberscheidt saßen schon im ersten Kahn. Alles, was Sport hieß, war ja Gretes größtes Vergnügen. Es war wirklich herzlich anzusehen, wie geschmeidig und gewandt sie die Ruderbewegungen ausführte, wie ruhig und sicher sie den Kahn durch das Wasser lenkte. Plötzlich geriet der Kahn in die Nähe eines kleinen Wehrs und schaukelte hin und her. Liesbeth schrie laut auf, brachte den Kahn noch mehr aus dem Gleichgewicht und wollte ans nahe Ufer springen. Doch schneller hatte sie schon der Strudel erfaßt. „Sollte Grete nachspringen, ihr junges Leben wagen? Sie war eine gute Schwimmerin. Doch würde ihre Kraft gegen den Strudel ankommen können?“ In einer Sekunde jagten ihr diese Gedanken durch den Sinn. Noch viel zu wenig! klangs ihr da in den Ohren. „Tus für den Heiland aus Nächstenliebe!“ Im nächsten Augenblicke sprang das mutige Mädchen in das unruhige Wasser. Mit aller Kraft und Macht erreichte sie Liesbeth, riß sie mit bis ans Ufer — und dann versagte ihre Kraft. Sie verlor ihre Besinnung und sank unter in die gurgelnden Fluten. Alle Hilfe und Rettung war zu spät gekommen. Die Männer hatten nur eine kleine Leiche aus dem Wasser herausziehen können. Aber so kraß und unerbittlich der Sensemann hier auch ein junges, blühendes Leben gefordert hatte, der rührend verklärte friedliche Ausdruck auf dem stillen, bleichen Gesichtchen versöhnte mit der Härte des Todes. Es war, als ob die kleinen Lippen noch sprächen: „Noch viel zu wenig!“

E. Haller.

Wie so heilig ist ein Kind!

Wie so heilig ist ein Kind!
Nach dem Wort von Gottes Sohne
Aller Kinder Engel sind
Zeugen vor des Vaters Throne.
Wie so heilig ist ein Kind;

Welche Würde hat ein Kind;
Sprach das Wort doch selbst die Worte:
„Die nicht wie die Kinder sind,
Geh'n nicht ein zur Himmelspforte —“
Welche Würde hat das Kind!

Welch' ein Bote ist ein Kind!
Jedes Wort, das es erquicket,
Bis zum Himmelsgarten rinnt,
Wo das Wort ward ausgeschicket —
Welch' ein Bote ist ein Kind!

Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern nur und dem Jesuskind
verbunden.

Kl. Brentano.

triebenen Ehrgeiz aus ihrer Seele fort. Kling, kling. Weiße Weihrauchwolken stiegen zum Himmel empor. Der Priester erteilte mit der Monstranz den Segen, und der Heiland segnete in Liebe und Gnade ein demütiges Kinderherz.

Am anderen Morgen ging Grete zur Lehrerin, bat sie herzlich um Verzeihung wegen ihres ungebührlichen Betragens und setzte sich bescheiden in die zweite Bank. — So verflogen die Wochen, und der große Tag rückte immer näher. An einem leuchtenden, strahlenden Frühlingsmorgen riefen jauchzende Glockenklänge viele glückliche Kinder hin zum Herrn der Heerscharen. Auch unsere Grete kniete in den Reihen der Kommunionkinder. O, wie glücklich und froh sie war! Mit welch inniger Liebe flog ihr kleines, reines Herz dem göttlichen Kinderfreunde entgegen! Sie brachte ihm hundert kleine Opfer an Selbstüberwindung, an Demut und Bescheidenheit, an Nachgiebigkeit und Verträglichkeit. O, es war noch viel zu wenig! Aber der liebe Heiland kam doch mit der reinsten Gottesliebe und Menschenerbarmung. Da loderte in Gretes Kinderherz ein

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 15 Sonntag, den 7. April Jahrgang 1929

VEILCHENS FAHRT INS GLÜCK

Die Nacht versank in süßem Schlummer.

Alle Lichter verlöschten auf der Erde. Nur der Himmel steckte seine goldnen Kerzen an — ein Sternlein nach dem andern. Und der liebe, gute alte Mond schaute mit freundlichem Gesicht herab, ganz andächtig durch die blanken Fensterscheiben eines kleinen Häuschens — gerade auf das weiße Bettchen, darin Katharina selig schlief ...

Katharina hieß das liebe, siebzehnjährige Mädchen; doch wurde sie, um ihres freundlichen, bescheidenen Wesens allgemein nach ihrem Familiennamen „Veilchen“ genannt. Sie half der Mutter von früh bis spät fleißig bei der Arbeit, im Waschhaus, auf der Bleiche und dem Trockenplatz und hatte ihre helle Freude, wenn die Wäsche dann schneeweiß zur Stadt geschafft werden konnte. Gar emsig mußte man sich rühren, zumal der Vater schon lange den Bergmannstod gestorben war. Ferdinand, der kleine Bruder, mit seinen fünfzehn Jahren und dem schwächlichen Körper, konnte zum Lebensunterhalt auch nicht viel beitragen. Für ihn war das neue Jahr schon recht traurig verlaufen. Er war so arbeitswillig und doch zu schwach. Seine Arme konnten die Pakete nicht schleppen und die Kasten nicht heben, wie es sein Brotherr, der Kaufmann im Dorfe verlangte. Seine schwache, schmale Brust, ein Erbteil des Vaters, kuchte bei jeder kleinen Arbeit und schmerzte so sehr. Aber er bezwang sich tapfer. Und doch hatte der Kaufmann am Wochenende zu ihm gesagt: „Es tut mir leid, mein lieber Junge; ich sehe ja, du hast den guten Willen, aber zwingen kannst du die Arbeit nicht! Alles ist liegen geblieben und vernachlässigt, seit du hier bist! Da — hast du einen Taler mehr. Sag' deiner Mutter einen schönen Gruß, und wenn du kräftiger bist, vielleicht in einem Jahr, will ich dich gerne wieder einstellen.“

Da hatte Ferdinand Veilchen den Kopf gesenkt, war heimgetrottet, hatte stillschweigend sein Abendbrot verzehrt und sich in den Schlaf geweint ...

Katharina ahnte, was ihn druckte. Sie allein wußte, daß er für sein Leben gern zu einem Buchhändler in die Lehre gegangen wäre. Doch wer sollte das Lehrgeld bezahlen, die Kleidung und die Kost? Mutters Kräfte hatten seit Vaters plötzlichem Tode erschreckend nachgelassen; sie konnte nicht mehr so viel Wäsche aus der Stadt holen wie früher. Sie wünschte sich für ihren Wäschereibetrieb so sehnsüchtig elektrische Maschinen. Und doch verdiente sie nur so viel, um mit ihren Kindern gerade von der Hand in den Mund leben zu können. Aber sie war eine tapfere Frau, und all ihre kleinen und großen Sorgen trug sie getreulich zu Gott; da holte sie sich Trost und Kraft, wenn sie einmal verzagen wollte ...

Katharina hatte die Hausschuhe der Mutter und die Abendsuppe warm gestellt und war zu Bett gegangen. Ihr schlanker und doch so kräftiger Körper dehnte sich wohlig in den weichen Kissen. Ein mitleidiger, zärtlicher Blick streifte das Bett, darin ihr Bruder mit dick verweinten Augen schlief. O, der Mutter würde das Herz schwer werden vor Kummer, was aus Ferdinand nun werden würde. Mitten in ihren traurigen Gedanken war der Schlaf gekommen und hatte Katharina liebreich in seine weichen Arme genommen.

DAS VEILCHEN

Du bist das holde Lenzeskind,
Du bist der Liebling aller Haine!
Wenn uns dein süßer Duft umrinnt,
Versteckst du tief dein Haupt, das feine.
Du gibst, wie es die Besten tun,
Die uns durch Edelmut verpflichten:
Dein süßer Duft mag nimmer ruh'n,
Doch auf den Dank w... du verzichten.

O komm'! verlass' die Einsamkeit,
Ich trage dich in meinen Garten,
Dort will ich Dich zu jeder Zeit
Als liebste Zierde seh'n und warten.
Was sprach ich? O verweile nur
Auch ferner in dem stillen Grunde,
Verbirg den Augen deine Spur
Und spende Segen in die Runde.

Nina Büthner.

Spät am Abend erst war die Wäscherin mit ihrem Hundegeschirr aus der Stadt angelangt, hatte ihre schlafenden Kinder zärtlich geküßt und dann selbst die — ach, so müden Glieder zum Schlummer ausgestreckt.

— — —

Nun läuten die Glocken den Sonntagmorgen ein.

Wundervoller Frühlingssonnenschein lockte und lachte! Doch den drei Menschen, die um den bescheidenen Mittagstisch saßen, wollte die liebe Sonne nicht ins Herz hinein scheinen. Hatte doch auch die Mutter Unglück gehabt und ein wertvolles Damasttischtuch von ihrem Wagen verloren. Es gehörte der Gattin eines reichen Kunsthändlers in der Stadt, deren Kundschaft die arme Wäscherin erst kürzlich durch Empfehlung erhalten hatte. Und nun das Unglück!

Katharina war hinausgegangen. Doch plötzlich kam sie fröhlich zurückgesprungen und jubelte: „Da ist es ja, Mutter! Ganz weiß und glänzend lag es zwischen Korb und Wagen, — steh nur! Du hast es in der Aufregung nur nicht bemerkt!“

Mit einem Seufzer der Erleichterung nahm es die Mutter in die Hand. „Wie froh bin ich, mein liebes Kind! Doch, was tun wir nur? — Die Frau von Zeising wird es sicher vermissen. Möchtest du es ihr nicht hintragen?“

„Ach ja, Mutter!“ rief Katharina fröhlich und setzte schon den Hut auf. „Schau' nur, wie schön die Sonne scheint! Da werden sicher am Wald die ersten Veilchen blühen; die pflücke ich und nehme sie der gnädigen Frau mit. Was meinst du — ob die sich freuen wird?“

„Sicher!“ meinte die Witwe und schaute ihrem Sonnenkind mit inniger Freude nach. Dabei dachte sie: Mein Kind trägt ihren Namen in der Tat. Sie ist ja selbst ein Waldveilchen, so süß, so bescheiden und voll stiller Schönheit!

Katharina aber sang mit den ersten Lerchen um die Wette und pflückte sich einen großen Strauß duftender Veilchen. Nicht lange dauerte es, so nahm die Stadt sie in ihren Mauern auf.

Es war Jahrmarkt. Reges Leben herrschte in den Straßen. Alles eilte geschäftig hin und her. Doch manch' bewundernder Blick folgte dem frischen, jugendschönen Mädchen, dessen Hände gleich der Frühlingsfee eine Fülle Veilchen trugen.

Da lief ein kleiner, blonder Junge, einen bunten Reifen treibend, vor Katharina über die Straße — gerade in ein Pferdegeschirr hinein. Mit einem Schrei sprang Katharina nach und riß den Jungen zurück. Da — die Passanten schrien entsetzt auf — traf sie selbst ein Hufschlag der erschrockenen Pferde. Sie stürzte hin und wäre unter den Wagen gekommen, hätte sie nicht im letzten Moment ein junger Mann aufgehoben und in die nahe Apotheke getragen. Eine feine Frau herzte den blonden Jungen und übergab ihn dann dem zitternden Kinderfräulein, während sie selbst nach der Apotheke eilte und sich über die aus einer Stirnwunde heftig blutende Katharina angstvoll beugte. Endlich war ein Arzt zur Stelle. Katharina schlug die Augen auf, und ihre erste Frage galt dem kleinen Jungen. Und dann erstaunt auf die Dame blickend: „Sie — Frau von Zeising?“

„Ja, — ich, Katharina! Und der kleine Junge war unser Heinz! Haben Sie ihn nicht erkannt? O, liebes Veilchen, wie soll ich Ihnen danken!? Und da ist Herr Klingenberg; wir kamen gerade um die Straßenecke, da sah er Sie unter den Pferden liegen und Heinz ein Stück daneben. Da ist er schnell hinzugesprungen und hat Sie aufgehoben. — Gräßlich! beinahe wäre der Wagen über Sie hinweggegangen!“ — „Lieber Herr Doktor“, sprach Frau von Zeising zu dem Arzte gewandt, „ist auch wirklich keine Gefahr vorhanden für das junge Mädchen?“

„Nein, gnädige Frau! Bei so viel Jugend

und Gesundheit heilt die Schramme schnell zu. Nur ein wenig Ruhe!"

Erleichtert aimete Frau von Zeising auf. Katharina mußte sich auf ihren Arm stützen, und der kleine Heinz schmeichelte sein Händchen in Katharinas andere Hand. Das Damasttuch war unbeschädigt; nur die Veilchen lagen verstreut auf der Straße und Katharina erzählte, warum sie zur Stadt gekommen.

Noch ehe man die Wohnung erreicht, die im ersten Stockwerk der Kunsthandlung lag, wußte Frau von Zeising durch ihre teilnehmenden Fragen um alle Leiden und Freuden der Familie.

Oben angekommen schaute sich das junge Mädchen staunend um. O, welche Pracht! Diese Broncen und Teppiche! Diese herrlichen Möbel, Gemälde und Blumen! Die Augen taten ihr weh und auch der Kopf schmerzte. Doch als sie ein Glas Wein getrunken und sich auf einem Divan, der mit eichen Fellen bedeckt war, ausgeruht hatte als auch Herr von Zeising ihr innig gedankt für die Rettung seines einzigen Kindes, da leuchteten wieder ihre Augen hell auf.

„Oh, ich habe es ja so gern getan! Nur meine liebe Mutter wird erschrecken — und Ferdinand."

Da sagte Herr von Zeising, daß ihm seine Frau von ihren Wünschen und Hoffnungen erzählt und er sich entschlossen habe, Ferdinand in seine Kunsthandlung als Lehrling einzustellen, auch gewillt sei, alle Kosten der Lehrzeit selbst zu tragen als kleinen Dank für ihre Tat. Die Mutter solle die ersehnte Waschmaschine bekommen. Nur was sie sich selbst wünsche, das habe sie nicht erzählt, das möge sie ihm nun sagen ....

Katharina schloß die Augen. Das klang wie ein Märchen, wie ein süßes, liebes Kindermärchen. Doch plötzlich öffnete sie die blauen Augen angstvoll weit. „Er ist doch so schwach — unser Ferdinand und hat es so auf der Brust; Sie werden ihn sicher wieder fortschicken!" Und große Tränen rollten über ihre Wangen.

„Nein!" meinte der Kunsthändler fest. „Er soll bei uns kräftig und gesund werden. Haben Sie keine Angst; ich behalte ihn bestimmt und werde auch später immer väterlich für sein Wohl bedacht sein! Aber Sie, sagen Sie mir doch, womit wir Sie erfreuen könnten!"

„Ich? — O, ich hab doch nun alles, was mir Freude macht für Mutter und Ferdinand!"

Da erhob sich Herr von Zeising, strich gerührt die blonden Locken über die weiße Mullbinde und sagte: „Meine Frau hat recht, Sie sind wirklich ein kleines, liebes Veilchen! Nun leben Sie wohl. Der Herr Klingenberg wird Sie und allerlei Gutes nach Hause fahren und auf dem Rückweg gleich den Ferdinand mitbringen. — Ists recht so?"

Wie im Traume ließ sich Katharina von dem jungen Mann zum Wagen bringen. Er hob sie hinein, küßte verstohlen ihre Hand und trieb mit munterem Ruf die Pferde an. Was er ihr alles erzählte, blieb Katharina ewig ein Rätsel. Ebenso, warum ihr Herzchen gar so heftig pochte, als der schmucke junge Mann ihr sagte, daß er das kleine, hübsche Wäschermädel schon so lange liebe. Und heute, als sie unter den Pferden lag, da habe er es bei sich festbeschlossen; sie, oder keine müsse die Seine werden! ...

Wie kam es nur, daß er sie immer und immer wieder bestürmte: sie möge ihm doch sagen, ob sie sein liebes Weibchen sein möchte? Ob er sie immer als sein geliebtes, herziges Veilchen heimführen dürfe?

Sicher waren die Pferde schuld, sie hatten den Wagen so geschüttelt, die lieben, bösen Pferde! Sie hatten all' das Glück gebracht! Der Mutter die heißersehnte Waschmaschine, dem Bruder den erträumten Beruf — und ihr selbst? ... Sie barg ihr Köpfchen an der Brust des jungen Mannes, damit er nicht sehen möge, wie ihr die Liebe aus den Augen strahlte. Er aber jauchzte und küßte die blonden Locken ...

FRÄULEIN YÜS HOCHZEIT

Alle Hausbewohner waren in arger Aufregung, wie es vor einem großen Hochzeitsfest nicht anders sein kann. Fräulein Lingpo Yü machte eine gute Partie. Am nächsten Tage sollte sie den reichen Herrn Yenho Cheng, einen Grundbesitzer in der Nähe der Stadt Nanchang in der Provinz Kiangsi, heiraten. Lingpo hatte ihren Bräutigam noch nie gesehen, denn als streng nach alten Prinzipien erzogenes Mädchen war sie, trotz ihrer sechzehn Jahre, nicht weit über den Garten ihres Vaterhauses hinausgekommen. Doch sie wußte von Kindheit auf, daß jedes Mädchen einmal den ihr bestimmten Mann heiraten müsse. Manche ihrer Freundinnen freute sich darauf, den meisten war die Heirat ein Schrecken, Fräulein Yü aber blickte ziemlich gleichgültig in die Zukunft. Sie hatte den Freundinnen nur ihren geheimen Wunsch anvertraut, einen großen schönen Mann zum Gatten zu bekommen. Ihre Eltern fanden den reichen jungen Cheng für ihre Tochter passend, und seine Werbung war ihnen willkommen gewesen. Der Bräutgam selbst hatte schon öfter in den Garten der Familie Yü gespäht und freute sich, ein schönes Mädchen als Frau heimzuführen. Alle anderen Auskünfte besorgte der Heiratsvermittler, der auch die von Yenho an Herrn Yü zu zahlende Kaufsumme vereinbarte. Daraufhin befragte man Kalender, Sterne und andere verläßliche Stellen, um einen glückbringenden Hochzeitstag für das junge Paar zu ermitteln.

In dem Dorfe Chang, in der Nähe der Stadt Nanchang, lebte ein alter englischer Missionär, dessen Gäste wir einige Zeit lang waren. Er war ein Freund der Familie Yü, und so war es uns möglich, etwas von den chinesischen Hochzeitsgebräuchen kennen zu lernen. Mit ihm besichtigten wir auch Fräulein Yüs Ausstattung. „Sie ist sehr häßlich", sagte Frau Yü, die wußte, was sich gehört. „Es ist nicht der Mühe wert, sie zu besehen. Nur wenig Gewand und alles recht schlecht." Daraufhin zeigte sie uns dreihundert der schönsten chinesischen Kleider, die meisten aus wundervoll bestickter Seide. Freilich mußte ihre Tochter das Leben lang damit auskommen. Dann gab es eine ganze Ausstellung schöner Einrichtungsgegenstände und Hochzeitsgeschenke, unter denen die Silbersachen besonders hervorleuchteten. Die Eßwaren konnte man kaum überblicken. Und diese mit buntem Papier geschmückten Herrlichkeiten wurden am nächsten Tage in langem Hochzeitszug in das Haus des Bräutigams getragen.

Während wir diese reichhaltige Ausstellung bewunderten, lachten und kicherten Fräulein Yü und eine Schar jüngerer Geschwister hinter uns her, bis wir alle von ihrer Heiterkeit angesteckt wurden. Plötzlich aber kam eine sehr erregte Dienerin herein und meldete, ein Bettler stehe vor dem Haus, an einem Auge blind, und wolle sich nicht entfernen. Die Wirkung dieser Nachricht war verblüffend. Die Braut schrie laut auf vor Schreck, zwei Brüder liefen hinaus, um den Bettler zu verjagen, und die Mutter rang jammernd die Hände. „Heute, am Tage vor der Hochzeit — wenn das nur kein Unglück bringt" Am nächsten Tage sollten wir noch eine weitere Probe chinesischen Aberglaubens kennen lernen.

— — —

Nun sind wir im Hause Herrn Chengs und erwarten die Ankunft der Braut. Gongschläge und Trommelwirbel verkünden das Herannahen des Hochzeitszuges. Da kommen auch schon die ersten Sänftenträger und keuchen unter der Last der ihnen aufgebürdeten Hochzeitsgaben. Dann folgen Läufer mit roten Papierschirmen oder riesengroßen roten Visitenkarten an langen Stangen, mit den Namen der eingeladenen Gäste. Eine johlende Menge läuft nebenher. Und jetzt erblickt man inmitten des Zuges die mit Fähnchen und buntem Papier geschmückte, fest verschlossene Hochzeitssänfte. In Chang ist die Braut von ihrem Vater darin eingeschlossen worden, nachdem sie Abschied genommen von Heimat und Angehörigen, die sie nur selten im Leben mehr sehen wird. Ein alter Diener des Hauses Yü überreicht dem Bräutigam die Schlüssel der Sänfte, die er allein das Recht zu öffnen hat. Lingpo wird von zwei Dienerinnen über die Schwelle getragen, damit sie diese nicht zu begehen braucht, und befindet sich in ihrem neuen Heim. Sie trägt ein Gewand aus schwerer Seide, mit bunten Blumen reich gestickt, und rote Seide verhüllt ihr Gesicht. Noch niemand hat sie gesehen. Jetzt muß sie vor ihren Schwiegereltern niederknien, dann erhebt sie sich, und eine Dienerin entfernt die Hände. Da steht die arme kleine Braut unter lauter Fremden, die sie mit scharfen Blicken beobachten und, wie es scheint, mit noch schärferen Worten kritisieren. Zartgefühl kennen die Chinesen in diesem Falle keines, und es ist Sitte, recht grob mit einer Braut zu verfahren, um das Glück nicht zu verrufen. Doch Lingpos blühende, sechzehnjährige Jugend kann die Kritik vertragen.

Jetzt endlich führt der Vater ihr den künftigen Mann vor, den sie zum erstenmal erblickt. Und da geschieht etwas Trauriges, denn Herr Cheng ist weder groß noch schön, sondern ein schmächtiges, kleines unschönes Männchen. Tränen bitterer Enttäuschung rinnen über Lingpos Kindergesicht. Doch sie darf ihre Gefühle nicht zeigen, und während der folgenden Zeremonien beachtet man sie auch wenig. Vor den Ahnentafeln im Saal werden die üblichen Verbeugungen gemacht, und lange Zeit verharrt man dort im Gebet. Von den Ahnen wird der Segen für das junge Paar erfleht, ihre Geister sollen es beschützen und zum Glück führen.

Endlich sehen wir vor dem Hause auch einen chinesischen Priester stehen und erwarten von diesem noch irgendeine religiöse Handlung. Aber weit gefehlt. Denn kaum haben einige Leute ihn erblickt, so stürzen sie hinaus und weisen ihn vom Hause fort. Der ahnungslose Priester will fragen, doch die jungen Herren drohen ihm mit den Fäusten, und jetzt rennt er davon, so schnell sein Gewand es erlaubt, denn einige Verfolger sind hinter ihm her.

„Eine recht unangenehme Begebenheit", sagt der würdevoller Hausherr. „Das Erscheinen eines Priesters bei einem fröhlichen Fest bringt immer Unheil. Er soll bei Toten beten, wie es seine Pflicht ist. Und nun führt ein böser Zufall ihn hierher. Recht ärgerlich!"

Jetzt kommt die lange Mahlzeit, bei der die junge Frau ihre Schwiegereltern bedienen muß. Und als die arme, erschöpfte Lingpo sich endlich in ihr Zimmer begeben darf, läuft eine Menge Gäste hinterher, um ihre Neugierde bis zum letzten Augenblick zu befriedigen. Der junge Ehemann ist indessen mit seinen Freunden fortgegangen.

Langsam entfernen auch wir uns, ermüdet von dem fremdartigen Treiben. Doch meine Gedanken kehren immer wieder zu dem armen Fräulein Yü zurück. Von ihren Angehörigen verlassen, in einem ihr fremden, unbekannten Hause — welches Schicksal wird ihrer warten?

S. von Förster-Streffleur.

DIE HEIRAT DES GRENADIERS

Geschichtchen aus der Zeit des beschränkten Untertanenverstandes.

Friedrich der Große hatte ebenso wie sein Vater Friedrich Wilhelm, der Soldatenkönig, seine Freude an den „langen Kerls", wenn er auch weniger eifrig nach ihnen fahndete. Nun diente einst in seiner Garde ein Grenadier, der sich durch seinen stattlichen Wuchs auszeichnete und daher die besondere Gunst des Königs besaß. Sobald Friedrich aus dem Schlosse trat und den Grenadier davor Wache stehen fand, unterließ er es nie, auf seine Ehrenbezeugung freundlich zu danken, und richtete auch wohl hie und da ein leutseliges Wort an ihn. Nun traf es sich, daß der Grenadier ein Mädchen, das im Schlosse bedienstet war, kennen lernte und lieb gewann. Auf die Leutseligkeit des Königs vertrauend, begab er sich zu ihm und bat ihn in wohlgesetzten Worten um die Erlaubnis, die Erkorene seines Herzens ehelichen zu dürfen. Doch kaum hatte der König begriffen, worum es sich handelte, da kommandierte er in heftigem Tone „Kehrt — marsch!, und der Grenadier befand sich draußen, ehe er noch recht wußte, wie ihm geschah.

Traurig versah er weiter seinen Dienst. Der König aber würdigte ihn keines Blickes mehr. Dennoch war ihm bei dem Abschluß, den er der Angelegenheit gegeben hatte, nicht recht wohl. So ließ er denn einmal, als er das Mädchen, das sofort entlassen worden war, scheu um das Schloß streichen sah, dieses kommen, händigte ihr, ohne viel zu sagen, ein Schriftstück ein und befahl ihr, es sofort zur Schloßwache hinzutragen. Das Mädchen jedoch, das sich nicht wenig fürchtete, übergab das Schreiben einer alten Frau, die sie gerade vor dem Schlosse traf, und bat sie, für ein paar Pfennige den Auftrag auszurichten. Und das geschah denn auch.

Der Hauptmann der Schloßwache war nicht wenig erstaunt, als er das Schreiben erbrach und darin den Befehl fand, die Ueberbringerin des Schreibens sofort mit dem Grenadier Soundso trauen zu lassen. So unverständlich der Befehl war, man wußte, daß der König, der alt geworden war und seine Schrullen hatte, unbedingt die buchstäbliche Ausführung seiner Befehle verlangte und wenig Spaß verstand, wenn man ihm auch nur mit unnützen Rückfragen kam. So wurde der Grenadier herbeigerufen, und ob er wollte oder nicht, er mußte mit der alten Frau, die vor lauter Angst alles mit sich geschehen lassen wollte, zum Schloßgeistlichen hin. Der aber fand die Sache denn doch zu sonderbar und übernahm es, den König mit aller Vorsicht auf das Merkwürdige seines Befehles aufmerksam zu machen. Der König runzelte die Stirn, aber er gab den Befehl, ihm das Paar vorzuführen. Da erschien denn der stattliche große Grenadier an der Seite des alten gebrechlichen Weibes, so daß der König trotz seines Ernstes, der ihn in seinen letzten Lebensjahren selten verließ, dennoch herzlich lachen mußte. „Hör Er", sagte er zu dem Grenadier, „mit diesem alten Weibe also hat er vor den Traualtar treten wollen? Ich muß ein strenger König sein, wenn meine Soldaten solchen Befehlen nachkommen. Dafür aber soll er es von nun an besser haben. Ich will Ihn aus einem also harten Dienst entlassen. Hol er mir die richtige Braut herbei!"

Niemand war schneller draußen und schneller wieder zurück als der Grenadier. Und als er mit seiner Erkorenen, die sich vor Scham und Angst nicht zu fassen wußte, wieder bei dem König eintrat, da hatte dieser unterdessen eine Urkunde ausfertigen lassen, wonach er dem jungen Paar ein kleines Anwesen zum freien Eigentum übergab.

H. Röttgers.

In der Zwickmühle

Von peinlichen Situationen und Menschen, die ihnen gewachsen sind.

Der Zauberkünstler Bellachini machte einst eine Weltreise und hatte dabei Gelegenheit, sich vor dem Sultan von Marokko zu produzieren. Er schloß die Vorstellung mit einem ungewöhnlichen Trick. Er schlug nämlich einer weißen und einer grauen Taube den Kopf ab, legte den grauen Kopf an die weiße und den weißen Kopf an die graue Taube, worauf Tauben und Köpfe zusammenwuchsen, als wenn nichts geschehen wäre.

Dem Sultan gefiel das Stückchen und er forderte den Zauberer auf, dasselbe mit zwei seiner Eunuchen zu machen, einem Neger und einem Marokkaner.

Ohne auch nur einen Augenblick aus dem Gleichgewicht zu geraten, sagte Bellachini: „Majestät, mein Apparat ist auf Tauben eingestellt. Um ihn auf Menschen einzustellen, brauche ich zwei Wochen Zeit."

Der Sultan war einverstanden, aber Bellachini wartete nicht einmal zwei Tage und — verschwand.

—

Der amerikanische Humorist Mark Twain saß eines Tages im Eisenbahnabteil und las ein Buch. Ihm gegenüber saß ein Baron mit Frau und Tochter. Der Baron wollte unbedingt eine Unterhaltung mit dem berühmten Schriftsteller beginnen.

Endlich begann er: „Eine schöne Landschaft, nicht wahr?"

Mark Twain rührte sich nicht.

„Sicher interessiert Sie das Buch sehr, das Sie eben lesen?"

Mark Twain nickte mit dem Kopf.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?"

„Danke, ich rauche nicht."

„Oh, sehr gut. Sie sind ein ausgezeichneter Mensch. Vielleicht gestatten Sie, daß ich Ihnen ein Gläschen Kognak anbiete?"

„Danke, ich trinke nicht."

„Oh, noch besser! Sie haben ja unendliche Vorzüge. Darf ich Ihnen meine Frau und meine Tochter vorstellen?"

„Danke, ich liebe keine Frauen."

Leo Koszella.

WEISSER SONNTAG.

Die Kunde von der Auferstehung drang zu Freund und Feind des Auferstandenen. Welch verschiedene Aufnahme! Dem Hohenpriester und Hohen Rat genügten die Aussagen der Soldaten vollständig. Ihre Freude war jedoch gering. Denn ihre Hoffnung, den Nazarener gänzlich vernichtet zu haben, wurde mit dessen Auferstehung begraben. So sehr waren die Feinde Jesu überzeugt von der Tatsache der Auferstehung, daß es bedeutender Bestechungsmittel bedurfte, die Soldaten für die handgreifliche Lüge zu gewinnen: „Während wir schliefen, kamen seine Jünger und stahlen ihn." —

Zu den Elfen im Saale tritt der Auferstandene mit dem freudigen Gruße: „Friede sei mit euch!" Doch „sie erschraken und fürchteten sich und meinten, ein Gespenst zu sehen". Sogar jetzt noch, als der Herr sie aufmerksam machte auf seine Glieder und das wirkliche, lebendige Fleisch seines Leibes, zögern und zaudern sie. Erst als er sich mit ihnen zu Tische setzt und ißt, sind sie von der Wirklichkeit der Auferstehung ihres Meisters überzeugt. Und vollends war jeder Zweifel gelöst, als Thomas seine Finger und Hand in die Wundmale des Auferstandenen legen durfte! Wundern wir uns nicht über die Schwergläubigkeit der Apostel! Gerade ihr langsames Erfassen bot dem Auferstandenen Gelegenheit, jeden Zweifel an seiner Auferstehung auch für die ganze Nachwelt hinwegzuräumen.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wer an mich glaubt, der wird leben, selbst wenn er gestorben ist." Am heutigen Weißen Sonntag treten in vielen katholischen Pfarrkirchen die Erstkommunikanten vor ihren Seelsorger und legen ihr Glaubensbekenntnis ab an den im heiligsten Sakramente verborgenen Heiland. In heiliger, ehrfurchtsvoller Anbetung knien sie vor ihm. Ihr ganzes, großes Seelenglück findet in den Worten des Thomas den vielsagenden Ausdruck: „Mein Herr und mein Gott!" „Sie sehen ihn nicht, aber sie glauben an ihn." Wer von uns Erwachsenen erinnert sich heute nicht an diesen schönsten Tag des Lebens, wo er es im eigenen Herzen so warm empfunden: Das „selig", welches Christus diesem kindlichen Glauben zugesichert hat! Auch heute noch gilt für uns alle: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen!"

* Die nachstehende Textprobe ist dem Buche von Alph. Schenz: „Sonntagsglocken", volkstümliche Lesungen über Tagesoratorien, Episteln und Evangelium, entnommen. Preis 5.50. Ganzleinen. Verlagsanstalt Tyrolia A. G., Innsbruck-Wien-München.